

# Unterhaltungsblatt



## Mutter, vergib mir . . .

Originalnovelle von Käthe Wehn-München.

(S. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Gabrieles Brust weitete und dehnte sich. Wie in neuerwachtem Lebens- und Kampfesmut streckte sie sehnlich die Arme. Ach, so wie heute, liebte sie ihn, den Wald! Nicht, wenn er sonnenübergossen, in friedvoller, träumerischer Stille lag, sondern dann, wenn, wie in einem Menschenherzen der Schmerz, der Sturm in seinen Bäumen ächzte und wühlte, wenn sie ihre mächtigen Kronen durcheinanderschüttelten, wie gigantische Riesen ihre störrischen Häupter.

Dieser Kampf in der Natur, dieses letzte, verzweifelte Aufbäumen, dieses letzte „Sichschmüden“ in schaurig-wilder Schönheit, erschütterte Gabriele bis ins Herz. Ach, es war ja alles Kampf! Kampf im Leben, Kampf in der Natur! Ein Aufbauen, ein Zusammenbrechen, ein Wiederaufbauen.

In ihren Betrachtungen versunken, war sie zu einer Stelle gekommen, wo der Wald sich lichtet und von wo aus man einen herrlichen Rundblick hatte über das Hartal. Tief unten, umsäumt von rotflamenden Waldbeschöden, rauschte die Isar. In seinen, fernen Konturen zeichneten sich die Alpen, auf deren Gipfeln bereits der erste Schnee leuchtete. Und inmitten von einem rotgoldenen Meer von Ahorn und Buchen ragte eine Burg mit altersgrauen Ertern und Türmen empor.

Gabriele wollte auf die Bank zuschreiten, die am Rande der Lichtung angebracht war, um in Ruhe das schöne, landschaftliche Bild zu überschauen. Aber da sah bereits jemand. Ein Mann, der ihr den Rücken zuwandte. Er hatte den Hut abgenommen und der Wind fuhr durch sein volles, glänzendes Blondhaar. Den einen Arm hatte er auf die Lehne gestützt; wie müde ruhte sein Haupt darauf. Er bot ein Bild schmerzvoller Versunkenheit.

Auch einer, der Kampf und Sturm aufsucht, um einen Schmerz in seiner Brust zu betäuben, dachte Gabriele, „sicherlich auch ein einsamer, mit Gott und sich selber hadrender Mensch . . .“

Der Mann auf der Bank schien den Blick zu fühlen; er wandte plötzlich hastig das Haupt, und Gabriele sah in ein Gesicht, das eigentlich

nicht schön zu nennen ist, das aber unwillkürlich fesselte in seinem ruhigen, stolzen Schnitt und das ihr wohl bekannt war.

Es war Doktor Knauer, jener Mann, der sie einmal sehnlichst zum Weibe begehrt und vor dem sie sich fluchtartig zu einem anderen gerettet hatte.

Auch der Rechtsanwalt hatte sie nun sofort wieder erkannt. Er fuhr empor und starrte sie fassungslos an. Dann fuhr er sich wie geistesabwesend über die Stirne: „Können denn Träume und Wünsche Fleisch und Blut bekommen,“ stammelte er, ohne es zu wissen und zu wollen, der Frau vor ihm preisgebend, daß seine Gedanken eben noch ihr gegolten.

Und eine weiche, fremde Dankbarkeit für so viel unverdiente Liebe wallte in Gabriele empor. Sie streckte ihm aus diesem impulsiven Gefühl heraus beide Hände entgegen:

„Das nenne ich aber einen Zufall! Guten Tag, Herr Doktor!“

Er trat auf sie zu und beugte sich tief über ihre Hände, ohne aber dieselben, wie er es früher stets getan, mit seinen Lippen zu berühren: „Guten Tag, gnädige Frau. Sie sehen mich ebenso überrascht über dieses Zusammentreffen, wie Sie selber es sind. Aber ich will Ihnen nun den Platz auf der Bank räumen. Von dort aus hat man einen herrlichen Blick auf das Hartal.“

„Aber, Herr Doktor,“ wehrte sie erschrocken ab, „ich will Sie doch niemals verdrängen. Und im übrigen ist doch die Bank groß genug, daß für uns beide dort Platz ist. Jedes von uns hat ja schließlich das gleiche Recht, die Schönheit der Natur zu bewundern.“

Unschlüssig nahm Doktor Knauer neben Gabriele seinen Platz wieder ein. Man merkte ihm den Kampf mit sich selber in seinen ausdrucksvollen Zügen an. Sein Stolz drängte ihn dazu, mit schroffem, kurzem Gruß zu gehen, seine nie erloschene Liebe aber zu Gabriele hielt ihn zurück. Eine Weile saßen sich die beiden Menschen wortlos gegenüber; ein peinliches Schweigen lastete zwischen ihnen. Gabriele bereute jetzt, da sie Doktor Knauers Zurückhaltung bemerkte, ihrem Impuls gefolgt zu sein und ihn zum Dableiben aufgefordert zu haben. Ach, sie hatte eigentlich ehrlich Freude empfunden, wieder ein vertrautes, altes bekanntes Gesicht zu sehen, das ihr dünkte wie ein



Der Fallschirm, das neueste Hilfsmittel des Fliegers.  
Anlegen des Fallschirmgürtels; der Fallschirm selbst liegt auf dem Flugzeug hinter dem Sitz.

Gruß aus der Heimat. Aber des Mannes stolze Abwehr nun, der doch selbst im ersten Augenblick des Erkennens verraten, daß er sie nie aus seiner Erinnerung verloren, verwirrte sie. Zugleich aber fand sie seine



Zurückhaltung begreiflich; es war ja der verletzte Stolz des in seiner Liebe getäuschten Mannes.

„Sie haben sich wohl in München schon ganz gut eingewöhnt, Herr Doktor,“ sagte sie nun, nur um irgend etwas zu sprechen.

Er sah sie fest an, mit seltsam dunklem, verlorenem Blick: „Eigentlich nein! Ich habe oft Sehnsucht nach meiner Vaterstadt. Das Leben hier ist mir zu laut, zu lärmend, zu brutal. Ich bin mehr an ein friedvolles, ruhiges Dahinleben gewöhnt. Und wenn ich die unendlich viele Arbeit nicht hätte, dann kämen oft lange Stunden der Einsamkeit über mich. In meiner Heimatstadt ist mir jeder Baum und Strauch, jeder Straßenstein fast, möchte ich sagen, vertraut; dort bin ich nie allein. Hier, in München, bin ich mitten in der größten Geselligkeit, mitten im größten Gesellschaftstrubel einsam.“

Sie überhörte scheinbar seine letzten Worte und ging nur auf seine Arbeit ein: „Sie haben sich wohl in der kurzen Zeit auch hier schon einen sehr schönen Wirkungskreis geschaffen, Herr Doktor?“

„Allerdings, gnädige Frau. Mein guter Ruf in meiner Vaterstadt und über die Grenzen hinaus ist mir wie ein gutes Licht vorausgegangen. Raum war ich einige Wochen hier, steckte ich schon mitten in einer Menge von Arbeit und Aufträgen. Es schien fast, als ob die Leute just auf mich gewartet hätten. In den vergangenen Sommermonaten war ich derart mit Arbeiten überhäuft, daß ich mir nicht einmal eine kurze Feiertagsferien gönnen konnte. Jetzt habe ich den Berg von Aktenstößen, der auf meinem Schreibtisch lag, so ziemlich bewältigt, und darum will ich mir nun auch eine Woche der Ruhe gönnen. Heute ist der erste Tag dieser Ferienwoche und morgen gedenke ich in die Berge zu fahren. Mein letzter Prozeß, den ich verwaltete, hat mich sehr mitgenommen; es war

leben, Tag für Tag eine Lust atmen, an einem Tische ihre Mahlzeiten einnehmen, die sich in Wahrheit nichts mehr sind, nein, die sich obendrein noch hassen und peinigen. Ein Mensch, der Stolz und Gemüt besitzt, wird wohl eine Zeitlang Geduld haben und sich auch bemühen, eine Besserung der unerquicklichen Verhältnisse herbeizuführen, wenn er aber sieht, daß dies unmöglich ist, dann wird es für ihn keinen anderen Weg geben als den der Trennung.“

„Es gibt aber auch Menschen, die den Mut besitzen, ein noch so unerträgliches, gemeinsames Eheleben weiter zu ertragen, Herr Doktor,“ entgegnete Gabriele.

(Fortsetzung folgt.)

AS

## Die Diebschuhe.

Von E. Barinay.

(Nachdruck verboten.)

Im Herzen Bosniens, in einem weiten Tale, lag das Gut Citovic. Ein feiner Besitz, vom Herrn selbst bewirtschaftet. Und mit welcher Liebe, Hingabe und Kenntnis!

Um das Herrenhaus schmiegte sich eine Anzahl Nebengebäude: Räume für das zahlreiche Gesinde und das noch erheblich zahlreichere Getier, das in allen Arten vorhanden war, angefangen von Büffeln und Pferden bis zu den schmarokenden Mäusen, die von dickschwänzigen Raken gejagt wurden. Schaf- und Schweineherden füllten die Ställe; zwischen dem Geflügel tollerten reizbar stattliche Truthähne, und Pfauen



Vom westlichen Kriegsschauplatz:

Verwundete Deutsche und Franzosen werden im Feldlazarett Tuffy gespeist.



Dr. Maximilian Frhr. Hussarek von Heinlein, der jetzige österreichische Ministerpräsident.

eine höchst unerquickliche und sogar für den Unbeteiligten betrübende Angelegenheit. Es war ein Bild traurigster Kulturzustände.“

„Ah, und was war das für ein Prozeß?“ fragte Gabriele interessiert und beugte sich weiter vor.

„Eine Ehescheidung. Und zwar wurde eine Ehe gelöst, die erst unter sehr glücklichen Bedingungen geschlossen und durch einen grauenvollen Verfall geendet,“ entgegnete Doktor Knauer ernst, und durch seine Stimme zitterte eine leise Bewegung.

Gabriele aber fuhr zurück, als hätte sie einen Schlag ins Gesicht erhalten. Konnte Doktor Knauer um ihre zerrütteten Eheverhältnisse wissen? Konnte er so grausam sein, ihr nun einen geheimen Nabelstich ins Herz zu versetzen für die Zurückweisung, die sie ihm damals zuteil hatte werden lassen? Ihre Augen irrten zu ihm hinüber; ganz blank, ganz verstört war ihr Gesicht. Aber beruhigt lehnte sie sich im nächsten Augenblick wieder auf die Lehne der Bank zurück: Nein, Doktor Knauer hatte keine Ahnung, wie es um sie stand; in seinen stillen, reingezzeichneten Zügen konnte sie lesen wie in einem aufgeschlagenen Buch, da war kein Falsch, keine Bössartigkeit verborgen. Und wenn er wirklich gewußt hätte, wie unglücklich sie in ihrer Ehe nun war, er hätte Herzenstakt und Feingefühl genug besessen, dieses Thema gar nicht anzufangen.

Sie zwang sich mit Gewalt wieder zur Ruhe: „Ich betrachte eine Ehescheidung als etwas Häßliches, Unelastisches. Es kommt mir immer vor, als ob da vor fremden Menschen schmutzige Wäsche ausgebreitet würde. Ich meine, man hat die Pflicht, ein zerrissenes Eheleben vor der Welt zu verbergen, so gut es nur geht, um nicht das Mitleid, die Spottlust seiner Mitmenschen zu entfesseln.“

Doktor Knauer beugte sich lebhafter vor: „Da haben Sie eine ganz und gar irrige Auffassung, gnädige Frau. Freilich, wie sollten Sie das auch besser wissen, da Sie ja nur aus der Theorie und nicht aus der Praxis reden. Aber glauben Sie mir: Es gibt nicht gleich etwas Häßlicheres und Erniedrigenderes, als wenn zwei Menschen zusammen-

zogen stolz ihre glänzenden, blaugrün geaugten Schleppen. Am Siebel gurrten Tauben, alle schneeweiß bis auf Schnabel und Füße und das orangefarbene Auge. Sowie eine mit fleckigem Gefieder zum Vorschein kam, wurde sie von Milena, der Haustochter, vom Dach geschossen.“

Rundum lagen die Wiesen und Weiden, Felder und Wälder, die allen Lebewesen auf Citovic Nahrung boten. Goldgelber Mais und Weizen breiteten sich in die Weite, vollkörnige Gerste stand in dunklen Viereden dazwischen; stramme Haferrispen zitterten im Winde, Grünfutter, Gurken, Melonen wuchsen fett aus dem Erdreich.

Ein flottes Jüdergespann hielt vor der Steintreppe des Herrenhauses. Sofort war Milena unter dem Eingang und begrüßte den Eingetroffenen. Dabei schoß ihr das Blut in die bräunlichen Wangen.

„Vat, Vat!“ rief sie in den Flur zurück. „Herr Schmartha ist angekommen!“

Herr Schmartha sprang elastisch vom Wagen, gab die Zügel einem Knecht, rückte seine Samaschen zurecht.

„Eilt es so, mein Kommen zu melden, Fräulein Milena? Ich hätte gern ein wenig mit Ihnen geplaudert und — Sie bewundert! Denn so seh' ich Sie am liebsten! Und so gefallen Sie mir immer wieder tausendmal mehr als in dem teuersten europäischen Kleid!“

Unter den Blicken und Worten des noch ziemlich jungen, groß und schön gewachsenen Mannes entbrannte ihr Gesicht in dunkelster Glut. Verlegen brach sie eine Traube vom Spalier an der Hauswand und entfloß, als sie den Schritt des Vaters hörte.

Hatte sie doch ein schlechtes Gewissen. Hatte sie doch vom Fenster aus fernher das bekannte Gefährt rollen sehen und flücht das modische Gewand mit den Pluderhosen aus feinstem Bezzewebe und dem roten Hobun vertauscht, die Haare in Zöpfe geflochten und die Türkentappe mit dem reichgestickten Teppich daraufgesetzt.

Der Vater knurrte, so oft er sie so erblickte. „Wozu hab' ich dich wie eine Prinzessin erziehen lassen, wenn du dir in dem Bauernstaat gefällst?“



Sie trohte stets: „Bin ich nicht ein bösnisch Kind?“ Und legte die Tracht an, wann es nur ging.

Da er sie aber vor einer halben Stunde noch im batistenen Wiener Kleid und hochfrisiert gesehen hatte, wagte sie sich jetzt nicht unter seine Augen. Denn auch hier sprach das schlechte Gewissen...

Ekovic führte den Gast in die kühle Stube und bewirtete ihn. — Schmarbada war ein Gutsnachbar. Nicht Großgrundbesitzer, sondern ein Kmet, ein Erbpächter. Ein tüchtiger Landwirt, aufgewachsen im Betrieb, während Ekovic erst später zur Bewirtschaftung seines Besitzes gelangt war. Er wußte darum manchen Ratsschlag des wenn auch jüngeren Mannes zu schätzen.

Daß es in der Hauptsache Milena war, die Schmarbada herzog, wußte Ekovic. Sie hatten sich darüber bereits ausgesprochen. Ganz offen: „Sehen Sie dem Mädchen keine Unruhe in den Kopf und Herz, bitte! Ich hab' sie in Wien erziehen lassen. Sie paßt nicht mehr hierher. Sie soll mir da nicht verbauern. Soll die Welt sehen und kennen lernen und sie und das Leben genießen. Sowie sie achtzehn Jahre ist, schicke ich sie mit der Mutter nach Wien. Dort bleibt sie, bis sich ein Kavaliere findet. Also wenn wir Freunde bleiben sollen...“

Und Schmarbada hielt sich zurück, um wenigstens sehen zu dürfen, was er liebte. Und hoffte. Auf was? Das wußte er nicht. Aber welche Liebe wäre je ohne Hoffnung gewesen? —

Nun trank er den kellerkalten Wein mit Behagen.

„Nicht zufrieden mit der Wirtschaft, Herr Ekovic? Sie haben da eine Falte über die Nase...“

„Ach was, die eilige Dieberei! Sie wächst mir nun zum Hals heraus. Sie macht mich rabiat. Bald Weizen, bald Hafer, mal ein Werkzeug, mal ein Sack Pflaumen, gestern ein Huhn, heute Eier, morgen Rauchfleisch! Kurz und gut, bei allem ein Manko — und keiner zu paden! Das geht seit einem halben Jahr so!“

„Noch immer die Geschichte? Und die Polizei?“

„Erwischt eher eine Laus als einen Stehler!“

Der Gutsheer stieß ärgerlich den Rauch seiner Zigarette aus.

Es ist nicht um die Sachen — ich werde nicht arm dadurch, obgleich der Schaden allgemach zu bemerken ist, denn die Bande wird frech; seit Verlauf eines Monats ist das dritte Ferkel verschwunden — es ist um den Aerger, um das Bewußtsein: da ist einer, nein, da sind mehrere, die hinter meinem Rücken darauf lauern, mir etwas zu entwenden! Die mich im stillen ordentlich auslachen, weil es mir nicht gelingt, trotz aller Bemühungen nicht, den oder die Täter zu erwischen! Solche Niedertracht trübt mich geradezu, denn ich behandle meine Leute anständig, ich bezahle sie gut. Ein Dieb, pfui Teufel! Was für ein schäbiger, innerlich unreinlicher Mensch! Mir graust! Und damit redet und lebt man,



Geheimer Oberkonsistorialrat D. Georg Goens ist vor kurzem einer Blinddarmentzündung erlegen. Er bekleidete im jetzigen Weltkrieg die Stelle eines Feldoberpfarrers des Westheeres.

(Phot.: Berl. Ill.-Ges.)



Generalfeldmarschall von Eichhorn, Oberbefehlshaber der deutschen Truppen in der Ukraine, fiel in Kiew mit seinem Adjutanten einem rucklosen Bombenattentat zum Opfer. (Phot.: Berl. Ill.-Ges.)

ohne es zu wissen! Das macht mich fuchswild, ich verliere die Geduld! Wissen Sie keinen Rat, Schmarbada? Rütteln Sie Ihre Intelligenz auf, meine ist schon erschöpft!“

„Haben Sie gar keinen Verdacht?“

„Ach was, Verdacht! Einen und Duzende! Jeden der Sippe sehe ich bereits mit scheelen Augen an, von jedem denke ich schlecht. Unerträglich! Meine Nerven zittern schon, mein Schlaf ist miserabel, meine Laune unter der eines blöden Verwischtes. O, wenn Sie mich von diesem Alp erlösen könnten, Schmarbada, ich glaube, ich gäbe Ihnen den Weg zur Milena frei!“

Der junge Mann sprang auf, daß die schwarze Locke über seiner Stirn hüpfte.

„Herr Ekovic, das wär' ein Wort! Reichen Sie nicht einen billigen Miß?“

„Nein, nein! Sie sehen, wie mich die Schusterel drückt! Also, wenn Sie was wissen, helfen Sie mir! Der Fraß ist gern da, und schließlich, das Kind so nah bei sich zu haben, ist für Eltern auch ein netter Zustand. Wozu der dumme Ehrgeiz! Uebrigens, ausgemacht ist ja noch nicht, daß Milena Sie mag!“

Der Kmet lächelte vieldeutig und so ausgiebig, daß das ganze schöne weiße Gebiß blühte.

„Ausgemacht ist ja auch noch nicht, daß ich Ihnen dienen kann! Selbst wenn ich einen Stehler abfange, ein anderer treibt's weiter! Damit wäre Ihnen nicht geholfen und ich hätte kein Unrecht. Eine schwierige Aufgabe!“

Er war nach dem ersten Aufflammen nachdenklich geworden.

„Doch für alle Fälle geben Sie mir die Hand darauf, Herr Ekovic, daß ich mich um Ihre Tochter bewerben darf, falls mit die Sache dennoch glücken sollte. Die Müß' ist, wie ich weiß, ja schwer, aber der Preis ist köstlich! Denn schon im Sprichwort heißt's: Eine liebe Hausfrau, ein Eingewogel und Quellwasser, nichts Besseres gibt's auf der Welt!“

Und der Gutsheer reichte ihm die Hand. —

Viel Hoffnung auf Schmarbadas Detektivgaben hatte Ekovic gerade nicht...

„Na, hilft's nichts, so schadet's auch nichts,“ tröstete er sich achselzuckend. Immerhin war der zu ertrinkende Preis für den Gutsnachbarn so hoch, daß sich dieser schon zu ganz besonderen Leistungen aufraffen würde. Ein schlauer Bursche war er ja immer, dieser Schmarbada, ein fechter Kerl, ein tüchtiger Landwirt, also im Grunde genommen kein gar so übler Schwiegerohn. Ekovic wünschte jetzt, und nicht nur aus Rachegefühlen allein, daß Schmarbadas geheimnisvolles Unternehmen von Erfolg gekrönt sein möge.



Redaktion, Druck und Verlag der kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei von Gebrüder Neidel in Mugsburg